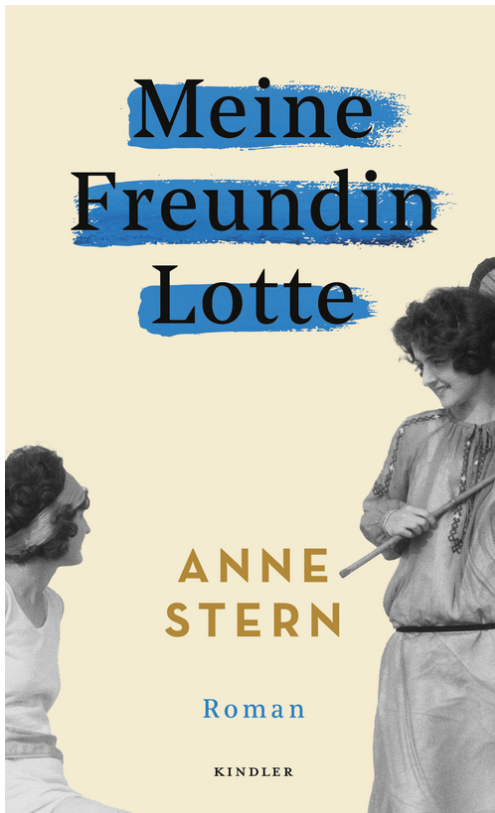


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-00026-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

ANNE STERN

Meine Freundin Lotte



Roman

Kindler

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, September 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Satz aus der Lexicon No2

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-463-00026-8

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Traute

— Schweden, 1961 —

DER BLICK ÜBER den Kalmarsund, auf das blaugraue Wasser, ist heute verhangen, und ich sehe die gegenüberliegende Insel Öland nicht, obwohl sie ganz nah sein muss. Dort hat Lotte ein kleines Ferienhaus, wo sie sonst, wenn Ernst und ich nicht da sind, den Sommer verbringt. Sie erzählt begeistert vom *Trollskogen*, dem Zauberwald mit knorrigen, seltsam geformten Bäumen, die in der Dämmerung wie Trolle aussähen. Von den endlosen Mooslandschaften und dem Heulen des Meeres. Die Zeit dort nennt sie Ferien. Doch für mich sieht es aus wie eine Flucht, und ich weigere mich, dort hinüberzufahren.

Am Morgen bin ich ohne die anderen über den Deich und zum Wasser hinuntergelaufen, habe Ernst und Lotte gesagt, dass ich zum Mittagessen zurück bin, denn manchmal spricht die Stille mehr zu mir als ihre Stimmen, manchmal will ich allein sein, den Kopf freibekommen. Und die Schönheit der Küste in Kalmar, diese Mischung aus Liebreiz und Schroffheit, erlaubt es mir, an nichts zu denken und nur ordentlich von der salzigen Luft einzuatmen, die so anders ist als die in Berlin.

Vierzig Jahre ist Berlin her, beinahe ein halbes Jahrhundert. Doch ich kann die Zeit abrufen, als äugte ich durch ein Schlüsselloch in eine längst vergangene Epoche: Lotte und ich

an der Staffelei, damals, in den ersten Wochen nach unserer zufälligen Begegnung, als ich ihr Modell wurde. Im Winter 1924. Ich sehe es vor mir, wie wir arbeiten, an unseren ersten Porträts, hoch oben im Atelier in der Kunstschule am Steinplatz. Ich höre unsere Stimmen wie auf einem alten Tonband, etwas leiernd, blechern, aber voller Wärme. Ohne diesen Argwohn, der heute in unseren Gesprächen liegt.

«Halt still, sitz endlich still, alter Dussel!» Lotte lacht.

«Von wegen Dussel, mein Fuß ist eingeschlafen. Sitz du mal so hier in der Eiskälte, nackt, stundenlang.»

«Gut, ich hole dir die Wärmflasche. Aber danach weiter im Text.»

«Sklaventreiberin.»

«Na hör mal, es geht hier um Kunst, ist das nichts? Du, Traute, liebes Hundekind, nur noch ein Stündchen, ich verspreche es. Das wird gut, glaub mir. Richtig gut!»

Sie hatte recht, es wurde gut. Und ich hätte noch lange dort auf dem Schemel gesessen für sie. Eine Ewigkeit.

Lotte sagt, ich werde auf meine alten Tage sentimental. «Du bist so schrecklich empfindlich geworden», behauptete sie heute früh, weil ich zurückzuckte und meine Krallen ausfuhr, als sie den alten Kosenamen benutzte, der mir damals freundlich erschien und heute zuwider ist. *Hundchen*, wirklich, wer will denn so genannt werden? Nach all den Jahren? Doch sie gab vor, es nicht zu verstehen, mit dieser gerunzelten Stirn über scheinbar arglosem Blick.

«Man hat ja Angst, normal mit dir zu sprechen», sagte sie auf meine Zurückweisung hin, «wenn du bei jeder Kleinigkeit gleich zu Staub zerfällst.»

Dieser dumme Streit, ein kurzer Moment nur von Uneinigkeit, und doch ließ er mich mit eingezogenem Kopf in Lottes

Haus umherwandern. Noch immer sitzt er mir tief in den Knochen. *Hundchen*. Der Name, immer wieder dieser alberne Name. Die Sache verfolgt uns also auch hier in Schweden, seit Lotte ihn wieder ausgegraben hat wie ein fast vergessenes Kriegsbeil. Muss sie mich unbedingt wieder so rufen, plötzlich, nach all der Zeit? Dazu in einem Ton, der mir auf einmal so vorkommt, als rufe wirklich eine Herrin ihren Hund zur Räson. Hunderte, Tausende Male habe ich es als junge Frau hingenommen – gleichgültig, gerührt, spöttisch –, doch heute Morgen, nach dem ersten Schreck, erschien mir das Wort wie eine Degradierung, so, als wollte sie mir zeigen, wo mein Platz sei. Als wüsste ich das nicht! Als wüsste ich nicht, dass mein Anteil klein war, dass Lotte die Künstlerin war und ich das Modell. Aber warum muss sie mir das immer wieder beweisen? Warum kann ich nicht, wie es sich eingebürgert hat, Traute sein, von mir aus auch Gertrud, obwohl mich so wirklich keiner mehr nennt. Bin ich kein Mensch, sondern ein Ding?

Es stimmt schon, dass ich empfindlich bin, dass mir ihre Worte nahegehen und nicht an mir abprallen wie die Wellen, die hier unten gegen die Kaimauern schlagen und sich wieder zurückziehen, als sei nichts gewesen. Vielleicht sehe ich die Spuren der Gischt nicht, die das Wasser am Stein hinterlässt, aber ich weiß doch, dass es den Felsen von unten aushöhlt, Millimeter für Millimeter, unbeirrt. Dasselbe haben die Jahre ohne Lotte mit mir gemacht, die Jahre des Krieges, die Zeit, als ich in Tirol verkrochen saß mit Ernst. Wie zwei Hasen im Loch hockten wir da und warteten auf das Ende. Wir hatten keine Zeile von Lotte, wussten nicht einmal, ob sie lebte. Und dann, härter noch, die Monate nach dem Krieg. Das lange Schweigen, bis Ernst endlich im April 1946 an Lotte schrieb und wir alles erfuhren über ihr neues Leben in Schweden.

Wir nahmen unsere Freundschaft wieder auf. Nach einigem Holpern allerdings, denn als sie mich in ihrem ersten Brief an Ernst *Gertrud* nannte, war es ein Schock, ein richtiger Schlag. Doch dann erwärmten wir uns wieder, knüpften erneut ein Freundschaftsband, als sei das selbstverständlich.

8 Aber dieser Sommer hier in Kalmar ist verhext, jedes Wort, das wir sagen, schmeckt schal. Mir ist, als hätte ich meinen Geschmackssinn verloren oder mir auf die Zunge gebissen, sodass sie ganz taub ist. Ich habe so meine Ahnung, womit die Veränderung zusammenhängt, aber ganz kann ich sie nicht greifen, kann das Problem nicht recht am Zipfel packen.

Lotte wirkt wie immer, kühl und praktisch, aber ich kenne sie. Ich kenne sie wie sonst kein Mensch auf der Welt, das kann ich trotz allem behaupten. Die feinen Falten um den Mund, das nächtliche Wandern durchs Haus, die eindimensionalen, banalen Bilder, die sie jetzt malt, verraten sie. Auch an Lottes felsigen Kanten hat das Wasser genagt.

Es ist seltsam, sich vorzustellen, dass wir heute alle eine andere Heimat haben als Berlin. Bremerhaven ist ein guter Ort für Ernst und mich. Nicht eigentlich schön, doch Ernst tut die Luft dort wohl. Und für mich ist er so gut wie jeder andere auch, ich habe mit der Zeit verlernt, mein Herz an Dinge zu hängen, an Orte. Das ist etwas für die Jungen, die noch glauben, dass irgendetwas Bestand hat.

Und Kalmar soll nun also Lottes neues *Zuhause* sein? Ein reizendes Fleckchen, wie gemalt, aber nicht von Lotte. Von Liebermann vielleicht, niemand kann Landschaften malen wie Max Liebermann. Lottes dagegen sind immer zu akkurat, jedenfalls heute. Früher hat sie Aquarelle von märkischen Feldern gemacht: die Sonne, wenn sie auf die knorrigen Stämme der Alleen fiel, geduckte Katzen am Waldrand, dass man vor

Freude weinen wollte. Heute scheint es, als ahme sie eine Fotografie nach, die Türme von Stockholm gestochen scharf. Oder sie gleitet ins Gegenteil ab, malt Schiffe am Kai, den Strand oder eine schwedische Landstraße so matt und verschwommen, eingehüllt in matschiges Grau, als versuche sie, das Gesehene unsichtbar zu machen. Als traue sie ihrem eigenen Blick nicht mehr.

9

So oder so ist das Ergebnis leider nicht gut, auch wenn Lotte behauptet, ihr gefalle es, Pastelle zu malen. Aber das ist lachhaft. *Ich* male gelegentlich Pastelle, was ich Lotte natürlich nicht erzähle. Wozu auch? Es ist beinahe peinlich, denke ich, das gealterte Modell, das von der Kunst nicht lassen kann und nun selbst malen will. In Deutschland tut es mir gut, mit Farben herumzuspielen, zu experimentieren – allein der vertraute Geruch, das Gefühl, wieder an einer Staffelei zu stehen ... Hier in Schweden aber, in Lottes Gegenwart, würde ich erstarren, wenn ich versuchte, unter ihrem strengen Blick zu malen. So war es nie zwischen uns. Lotte malte, nicht ich. Ein paar meiner Pastelle sind heute vielleicht nett anzusehen, es ist eine gefällige Technik, eine, mit der man nicht viel falsch machen kann. Gerade richtig für eine Hausfrau, die ihre Tage füllen möchte. Aber doch nichts für eine Lotte Laserstein!

Einige von ihren jetzigen Bildern sind dennoch hübsch, besonders die vom Sund, wenn das Morgenlicht darüber liegt und die Farben sanft ineinanderfließen. Früher wäre Lotte bei dem Wort *hübsch* zusammengefahren, hätte das Blatt zerknüllt und von vorn begonnen.

Ich besitze Fotografien von den Bildern, die wir damals in Berlin gemacht haben, und in den Knochen fühle ich noch die vielen Stunden, in denen ich Lotte Modell saß. Ich saß, stand, lag – alles. Sie war die langsamste Malerin der Welt und ich

das ausdauerndste Modell aller Zeiten. Das war meine Qualität. Das und meine Schönheit, behauptete jedenfalls Lotte immer. Sie schöpfte Kunst aus dem Nichts, sie sah das Bild, bevor es entstand. Eine grandiose Beobachterin, hartnäckig bis aufs Blut, die ihre Augen nicht von mir nahm, während sie malte. Ich dagegen bin keine Künstlerin, meine Pastelle und Fotografien sind nicht der Rede wert, auch wenn Ernst behauptet, sie seien gut. Zugegeben, in einigen Fotos, die ich von Lotte gemacht habe, sehe auch ich diesen Funken, der aus Abbildung Kunst macht. Auf sie bin ich stolz. Doch eigentlich war ich immer nur Modell, war ich Material, und ich meine, mich zu erinnern, dass ich das gern war. Dass es damals mehr als genug war. Doch wer weiß schon, was er vor Jahren einmal gefühlt hat?

Heute werde ich von unserer Geschichte erdrückt, kann Lottes Blick von oben auf mich herab nicht mehr dulden. Aber was habe ich ihr schon entgegenzusetzen? Diese Knipserei, die paar Bildchen, die ich neuerdings selbst male, das ist alles nichts. Wenn ich heute etwas bin, dann eine Sammlerin. Ich sammle Gedanken, Erinnerungen, Fetzen, wie Schmetterlingsflügel in einer geheimen Botanisiertrommel des Geistes.

Was hat Lotte hier in Schweden bloß noch zu suchen? Wie konnte es so weit mit ihr kommen, dass sie nur noch diese billige Brotkunst macht und nicht ihre wahre Kunst? Unsere Kunst. Ihr Können war das Elixier, das uns wachhielt, das uns verzauberte. Doch wenn ich davon anfangen will, sehe ich ihren Blick, der zu sagen scheint: Sei still!

Und doch ist sie mir nah, manchmal fast so wie früher, aber das Schweigen, das in letzter Zeit so oft zwischen uns steht, ängstigt mich. Es gab in der Vergangenheit Dinge, über die wir nicht gesprochen haben, Gefühle, die wir verbannt haben, als schämten wir uns für sie. Auch Lotte weiß das, weiß, dass ich

recht habe. Aber heute sind sie verkrustet von all den Jahren, von all dem Staub, der darauf fiel.

Manchmal hole ich Luft, will schon ansetzen, denke, dass ich ihren Panzer durchbrechen kann. Ich sehe Lotte an, will beginnen. Doch ihre Blicke sind heute noch schärfer als damals. Und dann verlässt mich meine Courage, und ich stapfe lieber weiter den fast leeren Strand entlang, sehe der fremden Dogge nach, die über den Sand dahinfliegt und ins spritzende Wasser stürmt, horche auf die Möwenstimmen, die von anderen, weit entfernten Küsten erzählen.

Es bleibt mir nichts übrig, als im Stillen mit ihr zu sprechen, alles dem Wind zu erzählen. Und so rede ich mit mir selbst wie eine verrückte Alte, über die wir, meine Freundin Lotte und ich, früher gelächelt hätten. Und warte.

Lotte

TRAUTE, DIESES GUTE alte *Hundchen*! Wie ein schmollendes Kind benimmt sie sich, und ich weiß nicht, womit ich ihr auf die Füße getreten bin. Dabei ist sie so leicht zu lesen. So oft habe ich sie gemalt, dass ich ihre große Zehe aus dem Gedächtnis zeichnen könnte, die Adern und Sehnen ihres Körpers kenne wie Flüsse auf einer Landkarte. Kann es wirklich sein, dass es nur wegen dieses albernen Namens ist, den ich ihr gegeben habe? Damals in Berlin, ohne nachzudenken, und den sie nun, da er mir wieder einfiel, plötzlich unpassend findet? Anders ist es nicht zu erklären, weshalb sie beim Klang des alten Kosenamens aufbrauste wie ein Kobold. Und nun ist sie böse auf mich, das dumme Kind, als hätte ich sie verraten.

Überhaupt spricht Traute, seit sie in diesem Sommer zu mir nach Kalmar gekommen ist, mit Ernst und viel zu vielen Koffern im Schlepptau, auf einmal nur noch von Berlin, von unserer Zeit damals. Ob ich sie vergessen hätte, fragt sie mich stirnrunzelnd, unsere Jahre, und denkt, ich hörte den Vorwurf nicht. Sie will mich damit hinterm Ofen hervorlocken wie eine alte Katze, denkt wohl, ich würde zu plappern anfangen, wenn sie mich nur ein wenig austrickst und provoziert. Sie hielt sich schon immer für besonders einfühlsam und geschickt, doch leider ist sie der alte Dussel von damals.

Unsere Jahre! Natürlich erinnere ich mich. Aber es tut mir

nicht gut, und das ist es, was sie nicht verstehen will. Ich mag nicht in diesen alten Geschichten herumstochern und womöglich schmerzhaft Erinnerungen aufscheuchen. Am liebsten wäre es mir, wir könnten den ganzen Kram zu den Akten legen und einfach nur den Sommer genießen, bis sie und Ernst wieder abfahren und mich in Ruhe lassen. Dabei sehe ich die Bilder von damals genau vor mir, was seltsam ist, denn später gibt es ganze Jahre, die wie verschluckt sind. Da ist nichts mehr. Die Erinnerung ist wie ein Lebewesen, sie hat ihre eigenen Gesetze, und wir müssen ihr blind vertrauen. Manches koloriert sie auf liebevollste Weise, malt uns die vergangenen Tage und Stunden in leuchtenden Farben aus, und dann riechen und schmecken wir die Dinge, als seien wir in einer Zeitkapsel zurückgereist. Anderes löscht die Erinnerung so gründlich aus, wie es selbst der beste Radiergummi nicht vermag, und so sehr wir danach das Papier gegen das Licht halten und unsere Finger über die Einkerbungen gleiten lassen wie über Blindenschrift, wir finden sie doch nicht wieder.

13

Selbst wenn Traute es vielleicht gerne sähe, dass wir uns in unschuldiger Eintracht an den Ofen setzten und an gemeinsamen Erinnerungen wärmten, so habe ich doch keine Kraft dazu. All die Jahre nach dem Krieg, in denen wir uns getroffen haben, war es auch nicht nötig, sentimental zu werden. Warum jetzt? So ein bisschen Wut, so eine kleine Empfindlichkeit wegen eines Namens, der ihr – wer weiß warum – missfällt, und schon meint sie, wir sollten unsere Gefühle von damals sezieren? Endlich alles aussprechen?

Das war noch nie meine Art, das weiß sie ganz genau. Es ist eine ganz und gar ungesunde Angewohnheit, explosive Stoffe hervorzuzerren, Gefühle, die längst verjährt sind und über

die zu sprechen sich nicht lohnt. Können wir sie nicht in uns begraben?

14

Wann fingen sie überhaupt an, diese angeblich so glorreichen Berliner Zeiten, von denen Traute dauernd redet? Eigentlich schon an der Schule für Gebrauchskunst, lange bevor ich sie kannte. Und das würde ihr kaum schmecken, dass alles begann, als wir noch gar nichts voneinander ahnten. Damals schien mir alles hoffnungslos, und doch saß unter dieser Hoffnungslosigkeit ein Pochen und drängte nach außen, wie bei einem Kokon, in dem sich der Schmetterling bereit macht, die Kruste aufzubrechen und in die Welt hinauszufiegen.

Ich erinnere mich an Vergissmeinnicht, unzählige Vergissmeinnicht. Zarte, fünfblättrige Blüten in Violett, leuchtend gelbe Dolden sowie große, dickhäutige Blätter, leicht behaart, die drohten, die Blüten auf dem Packpapier zu zerdrücken. Das Violett wurde vom gezackten Grün geschluckt wie von einem gefräßigen Maul.

Es war warm im Zeichensaal. Eine Wärme, die von zu vielen jungen Menschen herrührte, die sich langweilten oder abmühten, oder beides gleichzeitig. In Streifen fiel die Oktobersonne zum Fenster herein und ließ das Holz der Arbeitstische und die abgestoßenen Dielen leuchten. Man hörte nichts als das emsige Stricheln der Pinsel und das trockene Rascheln von Papier. Ab und an auch den Seufzer eines Schülers. Es waren vor allem junge Herren, mit der Zungenspitze im Mundwinkel, die zeichneten. An den großen Tischen saßen nur wenige Mädchen in weißen Kitteln. Bei Billy neben mir sprang stilisiertes Gamswild über das Papier, die Tiere hoben die Köpfe und schienen zu röhren. Weiter hinten auf dem Blatt von Wieland Schmidt, dreiundzwanzig, letztes Ausbildungsjahr, verfrühte Geheimratsecken, perlten Tautropfen von einer Mohnblume.

«Fräulein, das ist durchaus entzückend!», sagte plötzlich eine Stimme hinter mir, und ich fuhr zusammen. Adolf Kropp, unser Dozent und der Gründer der Schule für Gebrauchskunst, beugte sich vor. Ob er wirklich meine Zeichnung meinte, die mickrigen Vergissmeinnicht im Blätterdickicht? Unfassbar, wie schnell man sich an dieser Schule zufriedengab! Aber natürlich ging es auch nur um Entwürfe für ein Porzellanservice, für Teterower Töpferwaren, und nicht um echte *Kunst*.

«Danke, Herr Professor Kropp», sagte ich höflich, obwohl jeder an der Schule wusste, dass er kein Professor war. «Allerdings ist *entzückend* nicht mein Ziel, müssen Sie wissen.»

Ich hatte schon oft bemerkt, dass es ihn nervös machte, wenn man ihn zu lange und direkt ansah, und ich erlaubte mir manchmal diesen armseligen Spaß. Ich bin leider eine boshafte Person.

Kropp ging weiter, die Hände hinter dem Rücken verschränkt in der Manier alternder Herren. «Beachtliche Leistung für eine junge Frau ohne Vorbildung», fügte er hinzu, ohne mir noch einen Blick zu schenken.

Sein gönnerhafter Ton machte mich wütend. Doch ich schloss gerade noch rechtzeitig den Mund und hielt die unverschämte Bemerkung zurück, die wie ein frecher Spatz herausfliegen wollte. Allzu oft hatte ich schon die Erfahrung gemacht, dass eine flinke Zunge an dieser Institution nicht gebilligt wurde.

Billy beugte sich herüber, ihr blonder Zopf baumelte hübsch übers Ohr.

«Lottchen, wie machst du das nur? Immer die Lieblingsschülerin!»

«Es hilft, wenn man keine Rehe malt, die größere Ohren haben als Toni», gab ich zurück und deutete auf ihr Blatt. Keine

zehn Gehminuten von der Schule entfernt lag der Zoo, in dem wir die Elefantendame Toni oft mit Erdnüssen fütterten.

Billy lachte auf. Sie gab ihrer Zeichnung einen angewiderten Stoß, dass sie über den Tisch flatterte.

«Drecksviecher! Du hast recht!» Entschlossen sah sie mich an. «Kaffee?»

16

«Die Plörre?»

«Nicht hier! Im Café ... Wir schwänzen den restlichen Nachmittag.»

Ich legte erleichtert den Pinsel weg. «Gott sei Dank, Billy. Wenn ich noch ein Vergissmeinnicht zeichnen muss, verliere ich den Verstand. Ich kann einfach keine Blumen malen.»

«Du?»

Langgezogen hallte ihre ungläubige Frage durch den Zeichensaal. Kropp drehte sich erstaunt um und betrachtete uns, die impertinenten jungen Frauen, mit hochgezogenen Brauen, überlegte vielleicht sogar kurz, ob er uns zur Ordnung rufen sollte, wartete dann aber zu lange – und der Augenblick verstrich. Nun wäre die Ermahnung sonderbar in der Stille hängengeblieben.

Billy murmelte: «Du kannst *alles* malen, wenn du nur willst.»

«Dann liegt da der Hase im Pfeffer», flüsterte ich. «Ich *will* nicht.»

Es gab viele Menschen, die sagten, ich sei dickköpfig. Und ich lasse mir tatsächlich nicht gern vorgeben, was ich zu tun habe. Aber Rebellion ist das Privileg der Jugend, im Alter ist sie albern, ja traurig.

Billy ließ sich von meinem Sturkopf nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Ich sehe sie noch vor mir, eine fröhliche Kameradin, blond und zart, doch mit einem festen Kern. Wir saßen bald zwei Jahre nebeneinander und zeichneten in törichter Einfalt

Porzellanmuster und Tapetenentwürfe. Mit der Zeit waren wir so etwas wie Freundinnen geworden, die sich die Pausen miteinander vertrieben. Die gemeinsam erduldeten Langeweile an der Zeichenschule schmiedete uns zu Gefährtinnen zusammen.

Das Scharren der Stühle zeigte an, dass es auf eine Kaffeepause zuging. Kropp deutete hier noch einmal auf ein Blatt und gab einen Rat, murmelte dort mit wichtiger Miene einen Tadel angesichts eines schlampig ausgeführten Musters, dann entließ er uns in die Pause. Ich trat zum Waschbecken und wusch die Pinsel aus. Dunkelviolett wurde zu Blasslila, in zarten Schlieren flossen die ungemalten Vergissmeinnicht in den gurgelnden Ausguss, bis das Wasser klar war.

Billy trat neben mich. Ihre Hände waren rotbraun gefleckt wie das Fell der großohrigen Rehe, sie scheuerte die Finger unter dem kalten Wasserstrahl mit einer Bürste. Über ihre Wangen, dort, wo sie zuvor mit unbedachter Geste einen Finger hingelegt hatte, lief ein tannengrüner Striemen und ließ ihre Augen noch tiefer leuchten. Die Herbstsonne draußen vor den Fenstern tanzte und flirtete in den goldenen Strahlen ihres Zopfes.

Berlin im Herbst, welche Wonne.

«*Dich* sollte ich malen», sagte ich leise, doch Billy hatte es gehört.

«Bist deppert?» Bisher hatte der Einfluss des Berlinerischen nichts gegen ihren weichen Dialekt aus Bayern ausrichten können. Er gefiel mir. «Gehst du jetzt unter die Porträtmaler? Lass das nicht den Kropp hören, der denkt sonst, du hältst dich für was Besseres.»

«Und wenn das so wäre?», fragte ich und rieb Billy mit einem nassen Lappen das Grün aus dem Gesicht. Ich hatte

keineswegs vor, auf ewig und drei Tage Tapetenmuster zu zeichnen, ehrgeizig, wie ich war.

«Hochmut kommt vor dem Fall, Fräulein!», sagte Billy, und ihre Nachahmung des Institutsleiters war ausgezeichnet. «Was denkst du denn, willst von Luft und Liebe leben? Für unsereins gibt es nicht mehr als das hier.»

18 «Du Dussel, wir Frauen können auch studieren», erwiderte ich und fuhr mir mit den nassen Händen durch die kurzen Haare, strich sie nach hinten, sodass sie eng am Kopf anlagen. Es gab mir immer ein Gefühl von Sicherheit, von Ordnung, wenn mein Gesicht frei war. «Seit bald zwei Jahren sogar an der Akademie. Wir können Künstlerinnen sein wie die Männer.»

«Selber Dussel!» Billy sah beleidigt aus. «Auf dem Papier mag das stimmen, Lottchen. Aber niemand will uns dort in den heiligen Hallen wirklich, das weißt du genau. Und was würde dein Vater sagen, wenn er dich reden hörte? Seine Tochter, die Malerin? Meiner würde lachen, bis er umfiel, und mir dann den Hosenboden versohlen. Es war schon schwer genug, ihn zu überreden, dass ich nicht ins Lehrerinnenseminar muss.»

«Mein Vater ist tot», sagte ich. Er starb an einem Herzleiden, als ich gerade drei war, ich erinnerte mich kaum an ihn. Die Trauer über seinen Tod war mehr ein Echo der Gefühle meiner Mutter, ich selbst nur der Resonanzkörper. «Aber meine Mutter ist modern», fügte ich schnell hinzu, bevor Billy ihr Bedauern daherstammeln konnte, «sie will, dass Käte und ich genau das lernen, was wir wollen. Und dass ich Malerin werden will, das weiß sie, seit wir Kinder sind. Ihre eigene Schwester selbst, Tante Else, hat mich im Zeichnen unterrichtet, damals in Danzig.»

«Dann stammst du also aus einer Künstlerfamilie», sagte

Billy und guckte neidisch aus der Wäsche. «Ja geh, das ist dann was anderes.»

Ich musste lachen. Tante Else war keine Künstlerin, sie war eine malende Frau, was ganz und gar nicht dasselbe ist. Sie lebte in der Provinz, unterrichtete an ihrer eigenen, privaten Malschule und zeigte, wie es ging, als Frau für sich selbst zu sorgen, und zwar durchs Kunstmachen.

19

Meine Schwester Käte hat einmal die Theorie aufgestellt, dass uns als Kinder durch den frühen Verlust des Vaters eine wichtige Beziehung, nämlich die zum öffentlichen Leben, abhandengekommen sei, und vielleicht ist da etwas dran. *Die Mütter binden uns an Herz und Heim*, so Käte – sie drückt sich manchmal schrecklich geschwollen aus –, *doch die Väter öffnen uns die Türen zur Welt, zum Streben nach Geltung*. Käte mag glauben, dass uns Schwestern das fehlt, aber ich gebe zu, dass ich durchaus Ehrgeiz besitze. Die Sehnsucht nach öffentlichem Leben hingegen, die spüre ich nicht, heute nicht und auch damals nicht. Dabei war der Vergnügungsalltag in Berlin allgegenwärtig, man konnte sich ihm kaum entziehen. Alle liefen in die Tanzdielen, ins *Romanische Café*, ins *Moka Efti*, tranken Absinth und warteten auf das Entdecktwerden oder die große Inspiration. Ich feierte selten mit, aber das lag an mir, ich hatte es nicht so mit dem Tanzen und Trinken.

Wir liefen zum Garderobenständer, zogen die Arbeitskittel aus, die wir über den Kleidern trugen, und nahmen unsere Mäntel vom Haken.

«Ich warte nur noch auf die Antwort von der Akademie», sagte ich atemlos, «dann bin ich hier weg. Endgültig weg von diesen Blümchen und Rauten und Vögeln und dem ganzen Gedöns.»

«Gedöns?»

Diesmal erschrak ich wirklich, als ich Kropps Stimme vernahm. Ich konnte seine Empörung heranziehen sehen, als ich aufblickte.

20 Himmel! Das männliche Geschlecht könnte viel umgänglicher sein, wenn es nur nicht so eitel wäre! Deshalb mag ich Trautes Ernst so gern, er ist auf seine leise, weiche Art nicht so männlich, mehr ... geschlechtslos. Das darf er aber nie hören!

«Verzeihung, Professor Kropp», murmelte ich. «Aber Sie werden es mir nicht übelnehmen, dass ich Pläne schmiede. Für die Zeit nach Ihrer Institution.»

«Das Fräulein hat also hochfliegende Ideen», sagte er. Seine Stimme klang höhnisch, ich vernahm den Sarkasmus darin. Das Wohlwollen von vorhin war verschwunden. «Was sollten das schon groß für Pläne sein, wenn nicht eine Anstellung als Graphikerin für Werbeplakate und Teppichmuster? Das Kunstgewerbe ist ein guter Platz für eine junge Frau, glauben Sie mir. Ich habe Erfahrung und kann Sie vermitteln, Sie werden schon sehen.»

Ich ahnte, dass es zum Streit kommen würde – und dass dieser Streit eine Entscheidung herbeiführen würde.

«Mit Verlaub», sagte ich, «es sind durchaus andere Pläne. Ich werde an der Akademie studieren. Malerei. Und dann bin ich diese Gebrauchskunst hier los, die Rosenblätter, Nagetiere und das ganze Obst.»

«Lottchen!», zischte Billy, doch ich war nicht zu bremsen. Wieder ging mein Dickkopf mit mir durch, es war reiner Übermut, der mich trieb.

«Ich werde Künstlerin, Herr Kropp», sagte ich und wartete auf den Sturm.

Er schnaubte, und seine Gesichtsfarbe, zuvor leicht gerötet,

schillerte nun violett. Ich erinnere mich an sein Schwitzen, seine Wut.

«Ein kleines Mädel wie Sie eine Künstlerin? Was sind das für Flausen? Hören Sie auf mich, ehe Sie enttäuscht werden. Sie schaffen es nicht. Sie können nicht genug, haben nicht das Zeug dazu. Sie sind eine ganz leidliche Graphikerin, aber doch keine Malerin!»

21

«Das werden wir ja sehen», erwiderte ich. «Was man kann oder nicht kann, weiß man wohl erst, wenn man es versucht hat.»

Rasch ging ich an dem sprachlosen Mann vorbei. Billy folgte mir. Sie holte mich auf dem Korridor ein. Knallende Stiefelabsätze auf Linoleum und Wutqualm, der aus den Ohren stieg.

«Musste das sein?», fragte sie und versuchte, mit mir Schritt zu halten. «Da kannst du nie wieder zurück, verstehst du das nicht?»

«Nein, *du* verstehst nicht», blaffte ich, scharf wie ein gespitzter Bleistift, zu scharf. «Ich will nicht zurück. Und jetzt komm, ich verhungere.»

Ich stieß die schwere Tür auf und trat hinaus ins Sonnenlicht dieses verspäteten Altweibersommers, der die Stadt wie in einer letzten Umarmung gefangen hielt. Wie ein Liebhaber, der weiß, dass er gehen muss, aber sich noch nicht losreißen kann und seiner Liebsten einen letzten Kuss stiehlt.

Der weite Himmel strahlte tiefblau wie Billys Augen. Das bunte Herbstlaub leuchtete und flirrte in der Sonne, Rot wechselte zu leuchtendem Orange, die Linden hatten sich in ein hellgelbes Kleid gehüllt. Und all das bunte Laub segelte auf dem sanften Wind dahin, der durch die Straßen strich, tanzte, bäumte sich auf und ergab sich schließlich, fiel zu den anderen

Blättern, die sich dort zu raschelnden Haufen zurechtgelegt hatten. Es war taumelnde Lebensfreude und Verfall in einem. Berlin stand in Flammen.

Traute

EINEN ÜPPIGEN MITTAGSTISCH zu decken, dessen Decke in der Brise flattert, während ein alter Apfelbaum zittrige Schatten auf die Porzellantassen malt, ist wohl die schönste Art, einen Urlaubsnachmittag am Meer zu beginnen, wie auf einer Postkarte. Ich muss Lotte recht geben, dass ein eigener Garten den Menschen erst richtig aufblühen lässt. Dieses unvergleichliche Gefühl, wenn sich die Grashalme zwischen die nackten Zehen schmiegen und man im Nachthemd auf der Wiese umhergehen kann! Im Baum singt ein Vogel, eine Goldammer vielleicht oder eine Singdrossel, von der es hier in Småland so viele gibt, und ich stelle jede einzelne Tasse mit der gold-blauen Bemalung auf ihren Platz, als legte ich ein schwieriges Puzzle.

Dann sehe ich den Brief. Zwei Seiten sind es, eng beschrieben und mit einem Kaffeebecher beschwert, das Papier raschelt im Wind. Lotte muss ihn hier draußen vergessen haben. Es ist Kätes Schrift, sie unterschreibt ihre Briefe an die Schwester stets mit der alten Grußformel aus Kindertagen, *dein Kanin*, und zeichnet ein kleines Häschen daneben. Und ich weiß nicht, weshalb ich ihn nehme, mich unter den Apfelbaum setze und so tue, als sei es mein selbstverständliches Recht, ihn zu lesen. Als sei alles, was Käte an Lotte schreibt, auch für mich bestimmt. Dabei weiß ich, dass es unrecht ist, ihr Geschriebenes zu lesen,

das ist mir bewusst. Doch meine Augen, meine Hände machen sich selbständig. Was hoffe, was fürchte ich, auf den Seiten zu finden? Der Brief enthält nichts, was kompromittierend wäre, dennoch geht mein Blick ständig zwischen dem hellen Papier und den Fenstern des Hauses hin und her, als erwarte ich, dass Lotte jeden Moment herauskommt und mich ausschimpft. Doch sie ist gar nicht da, sie unternimmt oft nach dem Mittag einen Spaziergang, ach was, einen Marsch von einer Stunde oder länger, als müsste sie sich und ihren Körper erst einmal mit Gewalt in Bewegung setzen, bevor sie sich einen Kaffee und etwas Süßes gönnt.

Käte. Ich habe sie nicht allzu oft getroffen damals in Berlin, unsere Lebenslinien kreuzten sich nur selten, aber ich meine doch, sie zu kennen, weil Lotte viel von ihr gesprochen hat. Nach dem Krieg lebte sie ein paar Jahre bei Lotte in Stockholm, da trafen Ernst und ich sie zweimal bei unseren Besuchen. Sie ist das glatte Gegenteil ihrer Schwester, hellhaarig, zart, wie ein Stück Schilf. Anders als Lotte, der ich diese Entschlusskraft gewünscht hätte, kehrte sie vor einiger Zeit zurück nach Berlin, zog wieder in die alte Wohnung im Immenweg, wo die Familie in den Kriegsjahren wohnte. Sie nahm sogar ihre Beziehung zu Olly wieder auf, ihrer langjährigen Freundin Rose Ollendorf. Eine Liebe zwischen zwei Frauen, offen gelebt. Das war in unserer Jugend in bestimmten Kreisen vielleicht selbstverständlich, im Nachkriegsdeutschland aber ist es eine ungewöhnliche Lebensweise. Sie erfordert Mut, denke ich. Mut, den ich niemals gehabt hätte.

Lotte erzählte mir, dass Olly kürzlich gestorben sei, Brustkrebs, und dass Käte bis zum Schluss bei ihr am Krankenbett ausgeharrt habe. Wie weh muss es Käte getan haben, ihre Freundin nach allem, was sie gemeinsam durchgemacht haben,

zu verlieren? Doch sie durfte bei ihr sein. Davon zu hören, stimmt mich nachdenklich, denn wer wird meine Hand halten, wenn es so weit ist? Ernst? Wenn ich ihn ansehe, scheint es mir unwahrscheinlich, dass er mich überlebt, er wirkt oft älter, als er ist. Doch vielleicht gilt das für mich ebenso. Wir sehen das Alter in den Zügen unserer Nächsten und erschrecken darüber, aber nur selten erkennen wir, dass es auch uns längst befallen hat wie eine ansteckende Krankheit. Das Leben ist gefährlich, und am Ende stirbt man daran – wer hat das noch gleich gesagt?

Ich lese also Kätes Brief, mit einem flauen Gefühl im Magen – vor Neugier und Schuldgefühl, das vielleicht auch noch eine Nachwehe des morgendlichen Streits ist. Käte ist in einem Sanatorium in Bad Harzburg und laut Lotte sehr krank. Wäre ich melodramatisch, würde ich sagen, krank an gebrochenem Herzen. Nicht nur wegen Olly, sondern wegen allem, was hinter ihr liegt und was Lotte durch ihre Flucht nach Schweden erspart geblieben ist. Kein Wunder, denke ich, Käte hat Schreckliches erlebt. Lotte ist dem Krieg entronnen, aber kein Tag vergeht, an dem ich nicht ein Stechen in der Brust habe, wenn ich mir vorstelle, sie wäre nicht entkommen, sondern in Berlin geblieben. Hätte sie sich mit Käte verstecken können? Hätte sie auch überlebt wie durch ein Wunder? Doch zu welchem Preis? Ich habe von ihnen gehört, von anderen *U-Booten*, untergetauchten Juden, die in Berlin versteckt blieben, die jahrelang in einem Kleiderschrank vegetierten, unter Dielenbrettern, in Schuppen ... Immer in Todesangst! Immer die eisige Furcht vor dem Entdecktwerden.

Was macht das mit einem Menschen, frage ich mich, wie kann man danach weiterleben? Das ruft doch eine Lebensangst hervor, die man niemals mehr abschütteln kann.

Und so geht es wohl auch Lottes Schwester. Ich erschrecke,

als ich sehe, wie zittrig ihre Schrift ist, wie unstedet die Worte auf dem Papier übereinanderfallen, und noch mehr erschrecke ich, als ich lese, wie sie ihren Zustand beschreibt. Depressionen, Einsamkeit, Schlaflosigkeit. Viel zu viele Pillen und Zigaretten, Baldriantee, der nicht hilft, Kuren, die sie nur noch müder machen. Insgesamt eine niederdrückende Situation. Und zwischen den Zeilen stets der Vorwurf, dass Lotte ihr nicht oft genug schreibe, und die Angst, zurückgelassen zu werden. Oh, wie gut ich das Gefühl kenne!

Eine Stelle im Brief geht mir sehr ans Herz. Käte schreibt, dass sie die Stärke der Schwester, *Affchens* Stärke, wie Käte Lotte stets nennt, sehr beneide, und dass sie selbst aus einem anderen, weicheren Holz geschnitzt sei. Sie habe die große Schwester immer bewundert für ihre Unbeugsamkeit. Sie selbst sei nicht aus dem Stoff gemacht, der einen widerstandsfähig gegenüber dem Leben mache. Nervlich sei sie seit früher Kinderzeit nicht gesund. Und doch, schreibt sie dann weiter, wisse auch Lotte, wie es sei, wenn man Angst im Herzen spüre. *Das war dir ja lange so, Affchen.*

Als ich diese Worte lese, geben sie mir einen Stich, und ich sehe wieder nervös zum Haus hinüber. Mit diesen Zeilen dringe ich doch ein in etwas sehr Privates, spüre ich, das ich nicht lesen sollte. Doch mehr noch als das schlechte Gewissen pikst mich das Gefühl, ausgeschlossen zu sein. Von welcher Angst schreibt Käte da, wann soll Lotte so gefühlt haben? Als sie jung war, damals, in den ersten Berliner Jahren? Zu unseren Zeiten? Nein, nie habe ich Lotte damals ängstlich gesehen, immer nur wütend, das ja, stur, grollend, starrsinnig. Dann auch wieder fröhlich, leidenschaftlich, ausgelassen, voller Leichtsinn. Aber meine Lotte mit Angst im Herzen? Das kann nur nach dem Ende unserer Berliner Zeiten gewesen sein, in Schweden,

als wir getrennt waren. Nach der Katastrophe. Und noch mehr Beunruhigendes schreibt Käte im nächsten Absatz, etwas von einem Freund, den Lotte verloren habe, verbunden mit der Frage, wie sie mit dem Verlust zurechtkomme. Ein mir unbekannter Name fällt, Hugo. Hier schreibt Käte auf Schwedisch weiter, das ich nicht lesen kann, aber *din Hugo*, das verstehe auch ich.

27

Wie kann es sein, dass ich von diesem Mann noch nie etwas gehört habe? Wieso hat Lotte nichts von ihm erzählt, wieso begegneten wir uns nicht bei vergangenen Besuchen in Schweden? Und was ist mit dem Verlust gemeint, ist er gestorben oder nur wieder aus Lottes Leben verschwunden, ohne darin große Spuren zu hinterlassen?

Es hat mich immer gewundert, dieses lebenslange Alleinsein von Lotte, ihre Weigerung, sich einen Gefährten zu suchen. So wie ja auch ich mir einen gesucht habe, bereits sehr früh, denn was hilft es, wie ein Eremit zu leben? An Angeboten dürfte es Lotte nicht gemangelt haben, mag sie auch zuweilen schwierig sein, so fasziniert sie doch die Menschen mit ihrer Bärenkraft, ihren dunklen Feueraugen, ihrem Willen. Trotzdem blieb sie allein. Und nun lese ich hier plötzlich, dass sie vielleicht doch nicht immer allein war, dass sie liebte?

Du hattest einen Freund, der dir viel bedeutete, schreibt Käte auf Deutsch. Warum schmerzt mich diese Zeile so? Lotte kann ja tun, was sie will, und ihre Zeit verbringen, mit wem sie möchte. Nur, dass sie es mir vorenthält, flößt mir Unbehagen ein, ja Misstrauen. Plötzlich ist es, als sei ich gar nicht da, als müsste ich mich lautstark bemerkbar machen, unbequem sein, damit Lotte mich überhaupt wahrnimmt. Ich fühle mich wie ein Geist aus der Vergangenheit, der hier unversehens in Lottes Gegenwart hineingeschneit ist, am Tisch unter dem Apfelbaum

sitzt und unentdeckt versucht, ihren Geheimnissen auf die Spur zu kommen. Während sie längst in ihrem neuen Leben, mit festen Schritten, über den felsigen Boden am Meer geht und später mit gutem Appetit ein Wurstbrot isst. Und ich nähre mich nur von den vergangenen Tagen, von flatternden Erinnerungen und längst verschwundenen Dingen. Von Geisternahrung.